Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 11

Artikel: Collinis Reise in die Schweiz im Sommer 1749
Autor: Barazetti-von Le Monnier, Sophie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156138

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anfangs Dezember 1923 brach in der Stadt Vera Cruz unter der Führung von de la Huerta der neue Aufstand los. Mit de la Huerta erhob sich Enrique Estrada in Guadelajara, der damals Militärchef des Staates Jalisco war. Im Norden versagte ein rechtzeitiges Einsetzen der Bewegung. Immer noch hatte die einflußreichste Militärperson in Mexiko die Staatsgewalt an sich gerissen, diesmal aber war der mexikanische Militarismus rein persönlich. Das Kriegsglück stand erst ganz auf Seiten de la Huertas. Die Erlaubnis aber der Regierung in Washington, indianische Truppen von den Stämmen der Mayas und Yaquis aus Sonnora durch Neu-Mexiko und Texas nach Nordost-Mexiko zu bringen, um sie dort mit den Obregonistas in Tamaulipas zu vereinigen, ließ keinen Zweifel über die Haltung der Regierung der Vereinigten Staaten übrig. Die militärischen Erfolge führten bis zur Blockade der Barra von Tampico. Da traf Mitte Januar 1924 eine kurze, aber scharfe Protestnote aus Washington in Vera Cruz ein, welche von drei Kreuzern und sechs Zerstörern unterstützt wurde, und Ende Februar 1924 war die de la Huerta-Revolution endgültig zusammengebrochen.

Der viel umstrittene Kulturkampf, der unter Blutarco Elias Calles in Mexiko einsetzte, geht zurück auf ganz alte, bereits unter Bnito Juarez erlassene, aber nie durchgeführte Gesetze, welche eine Befreiung von einem reaktionären, altweltlichen Klerus anstreben. Dieser Kampf bezweckt die nationale, mit der indianischen Landbevölkerung verwachsene latein-amerikanische Bewegung zu stärken und ist als eine Abwehrbewegung aufzufassen gegen westeuropäische und nordamerikanische Zivilisation und Interessenpolitik, ähnlich den nationalen Bewegungen von Asien und Indien.

Collinis Reise in die Schweiz im Sommer 1749.

Von **Sophie Barazetti-von Le Monnier**, Luzern.

Vor mir liegt ein altes Buch: „Mon séjour auprès de Voltaire“ von Cosmas Alexander Collini vom Jahre 1800, dem Urgroßvater meines Gatten.

Cosmas Alexander Collini, in Florenz geboren, dessen Familie der Klasse der „Citadins“ angehörte, entstammte einer zahlreichen, nicht besonders bemittelten Familie. Da er große Begabung zeigte, bestimmte ihn sein Vater schon früh zum Studium der Jurisprudenz (er sollte Advokat werden), dem er in Pisa mit großem Fleiße oblag. Kurz bevor er den Doktorgrad erwerben und sich ganz der juristischen Karriere widmen wollte, starb sein Vater, und die Verhältnisse seiner Familie veränderten sich dadurch.

Mit unwiderstehlicher Macht erfaßte ihn ein Widerwillen gegen den Beruf, den er eben zu ergreifen im Begriffe stand, dies umsomehr, als

er sich zu dem Studium der Naturwissenschaften und der Geschichte von jeher hingezogen fühlte.

In dem Widerstreit, in dem er sich befand, nahm er mit Freuden die Einladung eines Freundes an, ihn mit seinem Gefährten auf der Reise nach der Schweiz zu begleiten. Er konnte dies leichter vor seinem Gewissen verantworten, weil dieser, der schon lange die Reise mit seinen Freunden vorhatte, den Hauptteil der Kosten tragen wollte.

Lassen wir ihn darüber selbst erzählen.

* * *

„Der Beruf, den zu ergreifen ich im Begriffe war, band mich unwiderruflich im engen Wirkungskreis an die Scholle, und ich brannte darauf, die Welt und die Menschen kennen zu lernen. Meinem lebhaften Charakter, einem Geist, der nach Weiterbildung drängte, widersprach der enge Wirkungskreis, in welchen ich eingeschlossen werden sollte, zu sehr.

Ich liebte die schönen Wissenschaften, die Geschichte vor Allem bildete den Gegenstand meiner Studien. Jeder Tag steigerte den Wunsch, die Länder, mit denen ich mich abgab, zu bereisen, ihre Sitten und Volksgebräuche kennen zu lernen.

In dieser Verfassung befand ich mich, als der Sohn eines Großkaufmanns von Livorno, mit dem ich in inniger Freundschaft verbunden war, mir vorschlug, um mich von der tiefen Trauer, in die ich nach dem Tode meines Vaters versunken war, zu zerstreuen, mit ihm und einem seiner Freunde die Reise nach der Schweiz zu machen, die er schon lange vorhatte.

Dieses schöne Land war oft der Gegenstand unserer Gespräche. Die Unsicherheit meiner gegenwärtigen Stellung, in welche ich durch den Tod meines Vaters geraten war, die Unannehmlichkeiten, von welchen ich voraussah, daß ich sie bis zur Erreichung meiner Unabhängigkeit würde zu tragen haben, vor allem aber die freundschaftlichen Bitten, brachten mich zum Entschlusse, diesen Vorschlag anzunehmen. Ich fand auch insofern einen Vorteil darin, da ich an dem vorgesetzten Plane meiner Einschränkung, welche damals der Stand meines Vermögens mich einzuhalten zwang, nichts zu ändern brauchte, da meine beiden Gefährten mit Glücksgütern besser gesegnet als ich, die Hauptkosten tragen wollten.

Meine Neigungen und die Umstände bestimmten mich noch mehr für diesen verführerischen Plan, und ich wiederholte fortwährend den Ausspruch jenes Engländers, der nichts tat, als reisen: „Man muß wohl die Welt sehen, ehe man sie verläßt.“

Ich war damals einundzwanzig Jahre alt. Alles ist in diesem Alter Illusion. Ich glaubte, mit dem Ehrgefühl, der Lust an Arbeit, und der Fähigkeit, sie gut zu tun, daß ich ohne Furcht mich von dem heimatlichen Herde entfernen könnte, und daß ich überall Freunde und Beschützer finden würde. Ich wußte nicht, daß das Verdienst und die Ehrenhaftigkeit allein ohne Geschicklichkeit und Kühnheit nichts bei-

bringen, daß die Bescheidenheit nur demjenigen nützt, von dem man sie nicht erhofft, und daß man sein Glück eher von den Andern erwarten darf, als von sich selbst. Dieser fatale Irrtum war es, der mich in eine Reihe von unangenehmen Ereignissen hineinriß, dessen peinlichstes dasjenige war, welches mich zwang, Voltaire zu verlassen, nachdem ich mehrere Jahre bei ihm gelebt hatte.

Wir verließen Pisa in dem Postwagen, meine zwei Gefährten und ich, in der Mitte des Sommers 1749. Ich benachrichtigte meine Familie davon in keiner Weise. Wir gelangten bald nach Florenz, welches ich nicht durchfahren wollte, in der Furcht, erkannt zu werden.

Ich machte zu Fuß den Weg um die Stadtmauern und begab mich zum Tor Sanct-Gal, durch welches man auf die große Straße nach Bologna gelangt.

Dort erwartete ich meine Freunde, die in der Post Pferdewechsel hatten, dieselbe ist mitten in der Stadt gelegen.

Ich legte mich unter einen Baum, um meine Reisegefährten zu erwarten. Tausend niederdrückende Gedanken bestürmten mich. Vor meinen Augen war der Spielplatz meiner Kindheit, die Stadt, in der ich auferzogen ward, die diejenigen umschloß, die meinem Herzen am nächsten standen. Die Erinnerung an die lachende, fröhliche Vergangenheit nahmen der Zukunft den Zauber, mit welchem sie meine Einbildungskraft umgeben hatte. Ich konnte nicht ohne die größte Bewegung daran denken, daß ich im Begriffe stand, von meiner Heimat Abschied zu nehmen, — vielleicht für immer. Wo ist der Mann, der so von jedem Gefühl entblößt ist, daß er seinen Geburtsort ohne jede Rührung verlassen könnte?

In uns lebt ein Gefühl, dem ähnlich wie für unsere Blutsverwandtschaft, das uns an unser Vaterland bindet, das unser Gedenken dahinträgt, wenn unsere Leidenschaften oder unser Geschick uns davon entfernen, und unsere Schritte wieder zu ihm zurückführt, sobald wir im Stande sind, die Fesseln abzustreifen, die unsern Willen hindern.

Ich begann meinen Entschluß zu bereuen, und ich glaube, wenn meine Freunde nicht bald zurückgekommen wären, wenn sie mich noch länger meinen Gedanken überließen, die meine Pläne bekämpften, sie mich nicht wiedergefunden hätten. Sie kamen endlich, und man wird mit Leichtigkeit begreifen, daß meine Eigenliebe Herrin über die Vernunft wurde, daß mir geschah, wie fast allen Menschen: sie fürchten einen falschen Schritt weniger als die Lächerlichkeit, und wollen lieber schwach vor den eigenen Augen erscheinen, als vor denen der Andern.

Ich bestieg daher den Wagen und wir schlugen den Weg nach Bologna ein.

Wir kamen nach Mailand, nachdem wir Modena, Reggio, Parma und Plaisance (Piacenca?) besucht hatten.

Von Mailand fuhren wir nach Como, wo wir eine Barke mieteten, um über den gleichnamigen See zu setzen, — die Römer nannten ihn Lacus Verbanus.

Auf der andern Seite befanden wir uns in Riva, im Veltlin.[1])

Wir hatten von diesem Orte nur ungefähr dreißig Meilen zu machen, um nach Chur zu gelangen, im Lande der Graubündner, wohin wir vor hatten zu reisen. Aber die Straße dahin war mühselig; man war genötigt, die großen rhätischen Alpen zu überschreiten.

Drusus und Tiberius nahmen da ihren Weg, als sie den Krieg in Rhätien begannen; auch die Cimbrier drangen über die rhätischen Alpen in Italien ein. Wir erkundigten uns, und beschlossen, den gewöhnlichen Weg über Splügen einzuschlagen.

Den nächsten Tag, bei Tagesanbruch, verließen wir Riva, ritten durch Chiavenna, und indem wir durch das Territorium von Campo Dolcino kamen, dessen fruchtbare Gefilde und pittoreske Gegenden diesen Namen mit Recht tragen, hielten wir in einem Dorfe nahe der Rheinquelle; den folgenden Tag zu früher Stunde überschritten wir den Berg von Splügen und den gleichnamigen Marktflecken. Nach einigen Stunden Weges kamen wir in eine entsetzliche Schlucht, die den Namen Via-Mala trägt (Via Mala = böse Straße. Es gibt zwei Wege, um von Riva nach Thusis zu gelangen, beide führen diesen Namen).

Diese schroffen, steilen, mit ewigem Schnee bedeckten Berge, diese enormen Felsblöcke scheinen den Menschen das weitere Eindringen zu verwehren; man glaubt, die Grenzen der Welt zu sehen.

Schwarze Tannen krönen diese senkrechten Felsenwände und beschatten einen Arm des Rheines, welcher mit Ungestüm dahinrollt, diese Wildnis mit einem fürchterlichen Lärm und Tosen erfüllt, und sich einen Weg durch Schluchten und Abgründe bahnt.

Unsere Führer empfahlen uns, unsere Pferde nicht anzutreiben, sondern sie ganz ihrem eigenen Willen zu überlassen, da sie diese Straße gewöhnt seien. Sie ermahnten uns auch die Stimme nicht zu erheben, sei es, um uns zuzurufen, oder um das Echo zu wecken. In diesen Bergen kann die geringste Lufterschütterung eine Lawine hervorrufen, und man weiß, daß diese Schneelawinen manchesmal Reisende verschütten, die nicht diese Vorsichtsmaßnahmen einhielten, welche unsere Führer uns empfahlen.

So ritten wir denn in die Via-Mala; niemals war eine Straße (wenn man sie so benennen darf) richtiger benannt! Man stelle sich enge, holperige, in die Felsen eingesprengte Wege vor, welche bald an Abgründen entlang laufen, deren Tiefe das Auge kaum ergründen kann, bald hinabsteigen in diese Abgründe, wo man von himmelhohen, steilen Felsen umgeben ist, wie von hohen Mauern. Man begegnet von Zeit zu Zeit schönen Wasserfällen, welche mit ihren Wasserflächen von einer erstaunlichen Höhe herabfallen. Aber die Bewunderung weicht bald der Angst, sobald man die Bretterbrücken passieren muß, deren beide Enden auf zwei durch den Abgrund getrennte Felsen ruhen.

So war die Via-Mala im Jahre 1749. Es ist anzunehmen, daß

---

*) Hier dürfte wohl ein Irrtum Collinis obwalten, da Riva am nahen Gardasee liegt.

man seither die Straße gangbarer gemacht hat. Es gibt keine Unmöglichkeiten in dieser Art der menschlichen Geschicklichkeit, und man kann in diesen Bergen weniger gefährliche Wege bauen, ohne der Neugierde der Reisenden Eintrag zu tun.

Nach einigen Stunden des Marsches befanden wir uns in einem großen Marktflecken, Thusis benannt. Die Müdigkeit ließ uns daselbst Halt machen, und wir verbrachten dort die Nacht. Wir verließen den Ort am nächsten Morgen und erreichten Chur auf einer bequemen Straße noch am selben Tage.

Unsere erste Sorge war gleich nach der Ankunft, Herrn von Salis, den englischen Gesandten bei den Graubündnern, zu besuchen. Er empfing uns mit der äußersten Höflichkeit und überhäufte uns mit Liebenswürdigkeiten.

Seine Familie, die in mehrere Zweige geteilt war und diesem Lande entstammte, nahm in diesem einen hervorragenden Rang ein. Der Geist und die militärische Tüchtigkeit, vererbte Eigenschaften der Salis, berechtigten diese Bevorzugung.

Meine Reisegefährten hielten sich noch einige Zeit in Chur auf und verließen dann die Stadt, um die Schweiz zu durchreisen.

Ich ließ sie gehen, der Plan, der in mir reifte und den ich ausführen wollte, gab meiner Reise eine andere Richtung.

Die Maßnahmen, die ich zur Ergreifung meines Vorhabens zu ergreifen hatte, bedingten es, daß ich mich noch einige Zeit in Chur aufhielt.

Die einfachen Sitten der Bewohner dieser Stadt, ihre Liebenswürdigkeit, ihr gastfreundlicher Charakter, machten mir daselbst den Aufenthalt so angenehm, als er nur für einen jungen Mann sein konnte, der seinem Vaterlande fern, getrennt und isoliert von seinen Freunden war. Ich verbrachte den größten Teil meiner Zeit im Hause von Herrn von Salis. Seine Gemahlin, eine geborene Engländerin, war für mich voll Aufmerksamkeiten und Güte. Diese Dame hatte ganz die Art ihres Landes, sie dachte viel und sprach wenig. Ihr Verstand war gediegen und durchdringend, ihre Freundschaft zeigte sich weniger in Worten als in Taten. Ich ging auch manchesmal in den Bischofspalast, um meinen Respekt dem Fürsterzbischof von Chur, Baron von Roht, zu erweisen, einem Prälaten, schätzbar durch seine Liebenswürdigkeit, seine Höflichkeit und seinen Geist. Ich beschäftigte mich auch mit meiner Korrespondenz mit meiner Familie und meinen Freunden in Florenz.

Europa widerhallte damals von dem Ruhme Friedrichs des Zweiten, von seiner Leidenschaft für die Wissenschaften und der Gunst, die er denjenigen gewährte, die ihnen oblagen.

In der Notwendigkeit, in der ich mich befand, ein Land zu erwählen, in welchem ich meine Talente verwerten könnte, war Preußen das Ziel meiner Wünsche und der Schauplatz, nach dem ich strebte.

Ich erinnerte mich, daß unter der Zahl meiner Bekannten, die ich in meinem Vaterlande hatte, eine Signora M... war, eine Freundin meiner Familie, und daß sie mir bei verschiedenen Gelegenheiten ihr

Interesse und ihre Achtung erwiesen hatte. Diese Signora hatte in Berlin eine Schwester, von welcher sie mir öfters erzählte, und welche eine der berühmtesten Tänzerinnen Europas war. Man kannte sie unter dem Namen der Barberina.

Sie war mit Glanz auf den Theatern von Paris und London aufgetreten, und ihr seltenes Talent hatte ihr große Reichtümer verschafft. Ich bildete mir ein, daß es mir nicht fehlen könne, mein Glück in Berlin zu machen, wenn ich mit einem Empfehlungsschreiben von ihr versehen wäre. Ich schrieb daher an Signora M... mit der Bitte um diesen Brief, und meiner Familie, um sie von meinen Plänen in Kenntnis zu setzen, und sie um das nötige Reisegeld zu bitten.

Ich kann nicht umhin, hier über die Wunderlichkeit unseres Schicksals nachzudenken. Der Tod meines Vaters und die Bitten meines Freundes verhindern mich, in meiner Heimat den Doktorhut zu tragen und führen mich nach der Schweiz. Hier, noch schwankend in meinen Entschließungen in der Wahl zwischen Frankreich und Deutschland, ist die Signora M..., hundert Meilen weit von mir, die Ursache meiner Reise nach Preußen. Ohne die Bekanntschaft dieser Dame hätte ich eine andere Laufbahn eingeschlagen. Ich hätte Voltaire nicht gekannt, wäre nicht nach den Délices und nach Mannheim gekommen, wo ich endlich Ruhe fand. Welche Kette von Zufällen!

In der Erwartung der Antworten meiner Verwandten und der Signora M..., sah ich mich genötigt, sparsamer zu leben. Ich verließ das Gasthaus zur Krone, wo ich seit meiner Ankunft gewohnt hatte, und das zu teuer war. Ich fand Unterkunft in einem Gasthause der Evêché, das bescheidener, und meiner Zahlungsfähigkeit entsprechender war.

Was man in Chur die Evêché nennt, ist ein großer, eingefriedeter Platz, von Mauern umgeben, auf einer Anhöhe seitlich der Stadt gelegen. (Die Einwohner der Evêché sind katholisch, jene der Stadt reformiert. Trotz dieser Religionsverschiedenheit leben sie in sehr guter Einträchtigkeit.)

Man betritt den Platz durch ein großes, gewölbtes Tor, das überragt ist von einem hohen, alten Turm, von welchem behauptet wird, er sei von Julius Caesar erbaut. (Dieser Turm heißt Marsoila (Mars in oculis) und diente, so sagt man, dem römischen Präfekten zur Wohnung.)

Ich bestreite die Wahrheit dieser Überlieferung nicht, aber es gibt in Europa so viele Türme, Brücken und Monumente, die diesem römischen Kaiser zugeschrieben werden, daß man vernünftigerweise die Hälfte davon als apokryph betrachten muß.

In diesem eingefriedeten Platz befindet sich die Kirche, der bischöfliche Palast, die Häuser, die zum großen Teil von den Domherren und von Arbeitern bewohnt waren.

Der von Julius Caesar erbaute Turm war von einem Gastwirt bewohnt; in demselben logierte ich mich ein. Man gab mir in seinem höchsten Teil eine Zelle, zu welcher man mit Hilfe einer Leiter gelangte, die man nur mit Vorsicht besteigen konnte.

Ich hatte als Nachbarin eine junge Engadinerin, die einen Prozeß in der Evêché hatte, wo sie auf Ehetrennung plaidierte. Ihre Gesellschaft war mir oft ein Heilmittel gegen die Langeweile. Ihr Patois unterhielt mich besonders, sie sprach nur romanisch. Die romanische Sprache ist ein Gemisch von italienisch, lateinisch und deutsch. Man spricht sie in Thusis und in vielen Teilen von Graubünden. Sie verdankt einer toskanischen Kolonie ihren Ursprung, die von den Galliern verjagt, sich in Rhätien niederließen.

Thusis nannte sich früher Tuschi; diese Benennung erinnerte die Flüchtlinge an ihre verlorene Heimat.

Mit ein wenig Aufmerksamkeit gelang es mir, die Engadinerin ziemlich zu verstehen. Sie gab sich alle Mühe, mir ihren Prozeß zu erklären.

Endlich erhielt ich die Antwort von Florenz. Die Signora M... sandte mir einen Brief für ihre Schwester und Empfehlungsschreiben an verschiedene Personen, welche die Städte bewohnten, die ich auf meiner Reise berühren sollte. Ich werde niemals vergessen, mit welchem liebenswürdigen Eifer sie mir diesen Dienst leistete und mit wie viel Wohlwollen. Meine Familie billigte meine Reise und sandte mir einen genügenden Wechsel, um sie mit Annehmlichkeit machen zu können.

Ich traf meine Vorbereitungen zur Abreise. Nur der Gedanke allein, bald in den Staaten Friedrichs des Großen zu sein, erfüllte mich mit Ungeduld und rief in meiner Einbildungskraft die lachendsten Bilder hervor.

Ich nahm Abschied im Hause des Herrn von Salis, in dem man mich mit Aufmerksamkeiten überhäuft, voll Güte gegen mich war, und verließ Chur nach einem Aufenthalt von sechs Monaten, im Frühling 1750. Ich reiste durch Mayenfeld, Balzers, Feldkirch, und kam in Fussach am Bodensee an. Dort schiffte ich mich nach Lindau ein, und setzte meine Reise über Wangen, Memmingen, Augsburg, Nürnberg, Coburg und Halle fort, von wo aus ich mich nach Berlin begab, nachdem ich zweihundert Meilen zurückgelegt hatte."

* * *

Der Raum würde nicht hinreichen, um hier eingehend die späteren Lebensschicksale Collini's zu erzählen, die wie ein spannender Roman zu lesen sind. Ich behalte mir vor, diese, sowie seinen hochinteressanten Briefwechsel mit Voltaire, bis zu dessen Tod, in einer besonderen Arbeit zu besprechen.

Hier nur kurz: Fast zu gleicher Zeit mit ihm kam Voltaire nach Berlin, vom König gerufen, vom Volk enthusiastisch begrüßt. Die Barberina, die Collini mit landsmännischer Freundschaftlichkeit aufnahm und protegierte, vermochte den jungen Florentiner nach einiger Zeit als Sekretär bei Voltaire einzuführen, dessen treuer Begleiter und Leidensgenosse bei der Gefangennahme in Frankfurt a. M. er ward.

Collini durfte Voltaire an die Fürstenhöfe von Sachsen und der Rheinpfalz begleiten, teilte mit ihm den Aufenthalt in Lausanne und Genf, und war fünf Jahre bei ihm. Sein Stolz war es, dem größten

Geiste und Philosophen seines Zeitalters dienen zu dürfen, er scheute keine Mühe und keine Arbeit, um dessen Zufriedenheit und Geneigtheit zu erringen. Wie sehr ihm dies gelang, zeigt sich in einem Briefe Voltaire's an seinen Freund M. Thirot vom Jahre 1756:

„Mein Sekretär ist ein Florentiner, der sehr liebenswürdig, von sehr guter Familie ist, und es mehr als ich verdient, Mitglied der Akademie della Crusca zu sein."

Er gab Collini in Lausanne und Genf auch die Überwachung der Bauten, dieser nahm eine Vertrauensstellung bei ihm ein, mehr wie ein Verwandter als ein Sekretär. Collini wäre sicherlich bis zu Voltaire's Tod bei ihm geblieben, wenn seine Unvorsichtigkeit nicht die Trennung verursacht hätte. Mit schwerem Herzen trennte Voltaire sich von ihm, mußte aber des Hausfriedens wegen dem Drängen seiner Nichte, Madame Denis, nachgeben.

Er empfahl ihn aufs wärmste dem Kurfürsten Karl Theodor, dessen Residenz in Mannheim fast ebenso wie Berlin, das Ziel der Wünsche der Gelehrten und Künstler der damaligen Zeit war.

Collini wurde vom Kurfürsten zum Geheimsekretär ernannt und mit der Einrichtung des Naturalien-Kabinetts betraut, dessen Direktor er ward, und das den Ruf genoß, eines der besten in Europa zu sein. Er war einer der ersten Gelehrten Deutschlands, Mitglied mehrerer Akademien der Wissenschaft. Mannheim ehrte sein Andenken durch Benennung einer Straße nach ihm.

In der Heimat wäre er vielleicht nur ein sehr pflichtgetreuer Advokat geworden, aber alle die Fähigkeiten und Talente, die in ihm schlummerten und im harten Lebenskampfe sich entwickelten, wären verkümmert und nicht an den Tag getreten; so war die Reise in die Schweiz, der Aufenthalt in Chur, der Wendepunkt in seinem Leben.

Houston Stewart Chamberlain †.

Von **Karl Alfons Meyer.**

An einem Sonntag (9. Januar) entschwebte dieser tiefe und umfassende Geist. Wer wußte, wie trotz seines seit vielen Jahren gelähmten Körpers Chamberlain Werk auf Werk in Jugendfrische sich folgen ließ, begann zu glauben, hier habe die Seele Macht über den Leib gewonnen und dem Tod den Stachel entrissen. Hat wirklich das leuchtende Auge sich geschlossen? „Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne" sprach am Abend eines Maiensonntags 1824 Goethe zu seinem Begleiter. Und mit Heiterkeit fuhr er fort: „Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist